

Leseprobe aus:

Petra Hammesfahr
Ein süßer Sommer

(S. 5 - 14)



1. Kapitel

Es ist schon so lange her, vierzehn Jahre, und ich träume immer noch von dem Abend, an dem Candy starb. In der vergangenen Nacht sah ich sie wieder einmal beim Cranachwäldchen am Niehler Hafen in den Wagen steigen. Da, wo später die Nutten liefen oder standen. 1990 gab es dort noch keinen Straßenstrich, keine Bedarfscontainer oder wie immer sie das nannten, als sie sich in der Presse darüber aufregten. Damals war das ein romantisches Fleckchen bei dem Stein, der den Stromkilometer 693 markierte. Dass an dieser Stelle einmal ein Mordopfer gefunden worden war, sah man nicht.

Die Bäume standen luftig, dazwischen war viel Platz für den Blick auf den Rhein und die gemächlich dahinziehenden Schleppkähne oder Ausflugsschiffe. Spätabends sah man die Lichter rundum – nicht nahe genug, um in einer sternklaren Nacht dem Himmel etwas von seinem Flair zu nehmen. Wie geschaffen für Liebe, sagte Candy einmal.

Candy, es klingt nach Zucker. Das war sie auch. Ein Löffel Honig in der Milch meines bis dahin zwar aufregenden und abwechslungsreichen, aber trotzdem eintönigen Lebens. Ich wollte sie nicht wieder hergeben. Lieben wollte ich sie – bis ans Ende unserer Tage, wie man so sagt. Nie wieder loslassen wollte ich sie. So ist das, wenn man meint, etwas Einmaliges gefunden zu haben. Eine Frau, wie es eine zweite gar nicht geben kann. Die ganz große Liebe, von der es heißt, dass sie einem Menschen nur einmal im Leben begegnet.

Ich hatte davor nichts Vergleichbares erlebt. Und Candy wollte weg von mir, stieg in dieses verfluchte Auto. Ein 750er BMW, so hieß das zu der Zeit, da gab es noch keine 3er, 5er und 7er. Der 750er war eine schwere Kiste. Sie wirkte so klein darin, so verloren, verschwand fast hinter dem Lenkrad, das sehe ich noch vor mir, auch wenn ich nicht davon träume. Und

wie sie eine Hand hob. Aber es reichte nicht ganz zu einem letzten Winken.

«Hau ab, Mike!», rief sie, als ich näher kam. «Hau endlich ab und lass mich in Ruhe!»

Mike, sie war die Einzige, die mich je so genannt hat. Alle anderen sagten Michael oder Herr Schröder. Und wie sie das aussprach, Mike – mit diesem weichen ai. Das passte zu ihr – und zu mir, jedenfalls in den wenigen Wochen, die ich mit ihr hatte.

Achtundzwanzig war ich in dem Sommer. Und jeder, der glaubte, mich gut zu kennen, meinte, ich sei ein Kopfmensch, rational, vernünftig, vorsichtig, sorgfältig abwägend, im Privatleben vielleicht zu bequem oder phlegmatisch. Ein Mann, der nach dem Motto lebte, dass man in einer Beziehung nur Probleme löste, die man allein gar nicht hätte. Ein Einzelgänger eben.

Im Prinzip war ich das auch – schon als Kind gewesen. Ich hatte nie einen so genannten besten Freund, kam aber mit allen gut aus. Alle mochten mich, und ich mochte alle, nur eben keinen besonders. Vielleicht hatte ich damals schon Probleme mit den Gefühlen anderer Leute. Ihr Verhalten war mir oft ein Rätsel, weil ich nicht nachvollziehen konnte, warum sie in verschiedenen Situationen die Unwahrheit sagten.

Mir persönlich war es lange Zeit zu anstrengend, kunstvolle Gebilde zu ersinnen, um Tatsachen zu vernebeln. Man musste sich doch mindestens die doppelte Menge an Fakten merken und höllisch aufpassen, dass einem bei der nächsten Schilderung diese Fakten nicht durcheinander gerieten. Vielleicht fehlte mir, wie meine Schwester Ina meinte, einfach die Phantasie zum Flunkern.

Ina war acht Jahre älter als ich, schaffte das locker und immerzu. Sie nannte es Notlügen. «Mir ist die Straßenbahn vor der Nase weggefahren», wenn sie später als befohlen heim-

kam. Oder: «So ein Mist, jetzt ist mir der glitschige Teller aus der Hand gerutscht», wenn sie keine Lust hatte, den kompletten Abwasch zu machen.

Besondere Vorteile hatte sie dadurch nicht, so oder so gab es Vorhaltungen, manchmal Stubenarrest, bei zerdeppertem Geschirr sogar Abstriche beim Taschengeld. Deshalb sah ich nicht ein, wozu lügen gut sein sollte.

Aber meine Mutter tat es auch. Einmal wurde ich Zeuge, wie sie das Bügeleisen auf ein weißes Hemd meines Vaters setzte und einschaltete. Sie konnte das Hemd nicht ausstehen, hatte bis dahin immer gemeckert, es sei so schwer zu bügeln. Das heiße Eisen hinterließ auf dem Stoff einen dunkelbraunen Abdruck. Und Mutter erklärte ohne das geringste Anzeichen von Schuldbewusstsein, sie habe das Eisen hochkant gestellt, als das Telefon klingelte. Es müsse ganz von allein umgekippt sein.

Später, als ich beruflich hin und wieder eine so genannte Legende brauchte, dachten sich meist andere etwas Sinnvolles aus. Damit hatte ich keine Schwierigkeiten, weil ich die Nützlichkeit falscher Behauptungen einsah. Aber als Kind wollte mir die nicht in den Kopf.

Ich galt als naiv oder blauäugig, wie Ina das oft ausdrückte, weil ich meist jede Behauptung für bare Münze nahm. Man hielt mich für gutmütig und hilfsbereit, weil ich mich bckte, wenn ein Baby den Schnuller aus dem Kinderwagen spuckte oder einem alten Mann am Kiosk das Kleingeld für die Zeitung aus den Händen fiel.

Mit sechzehn wurde ich zuerst von meiner Schwester, im Anschluss von ihrem gesamten Bekanntenkreis häufig als Babysitter angeheuert. Dann konnten sie sich unbesorgt einen netten Abend machen. Manchmal hütete, wickelte und fttertete ich drei Zwerge zur gleichen Zeit, und alle fanden, ich mache das besser als jedes Mädchen.

Mit achtzehn machte es mir immer noch mehr Spaß, am Samstagnachmittag mit Vater das Auto zu putzen und mich an-

schließlich in meinem Zimmer aufs Bett zu legen, einen Kopfhörer aufzusetzen und Musik zu hören. In Diskotheken zog es mich überhaupt nicht, auch nicht ins Kino, ins Schwimmbad, auf Sportplätze oder an andere Orte, wo Jugendliche sich mit Vorliebe versammelten.

Mit zwanzig ging ich zur Polizei. Meine Eltern, Ina und mein Schwager meinten übereinstimmend, das sei genau der richtige Beruf für mich, ich sei prädestiniert als Freund und Helfer. Es sei ja auch ein krisenfester Job, dass die Firma pleite ginge, stünde nicht zu befürchten. Nur ist die Sicherheit im Staatsdienst die eine Seite, auf der anderen steht ein schlichtes Rechenexempel.

Gut bezahlt werden junge Polizisten nicht. Hinzu kommt der Frust. Wer freut sich denn wirklich, wenn so ein Freund und Helfer auftaucht? Man ist der Prügelknabe der Nation. Bei Verkehrskontrollen wird man beschimpft, bei Demos mit Steinen beworfen. Holt man einen Randalierer aus einer Kneipe, muss man sich vors Schienbein treten lassen, zurücktreten darf man nicht.

Mit vierundzwanzig hatte ich schon keine Lust mehr. Und zu dem Zeitpunkt – im Februar 1986 war das – las ich die Annonce der Agentur Hamacher. «Männliche Fachkraft für Sicherheitsbereich zu guten Konditionen gesucht.» Es war etwas schwammig formuliert. Was sollte ich mir unter Sicherheitsbereich vorstellen? Ich dachte an Werkschutz, war es aber nicht.

Die Agentur Hamacher war eine Detektei, allerdings nicht das, was man sich gemeinhin darunter vorstellt. Zwar hatte Peter Hamacher in den sechziger Jahren so angefangen, stundenlang mit einem Fotoapparat, einem Butterbrot und einer Flasche Wasser im Auto gesessen und darauf gelauert, ein paar kompromittierende Aufnahmen schießen zu können.

Aber als ich mich bewarb, ging es längst nicht mehr vor-

dringlich um untreue Ehemänner oder -frauen. Inzwischen wurden nur noch manchmal welche gesucht, die sich vor Unterhaltszahlungen drückten oder ihre Kinder in ein Land verschleppt hatten, aus dem diese nur schwerlich wieder rauszuholen waren.

Seit Jahren war Hamacher Chef in einer richtigen Firma, die er kontinuierlich ausgebaut hatte. Es gab sogar eine Zweigstelle in Frankfurt mit sechs Angestellten. In Köln waren es – ehe ich dazukam – sieben, drei davon Mitarbeiter im Außendienst. Das klingt vornehmer als Schnüffler oder Leibwächter. Wir verfügten sogar über ein eigenes Labor, in dem nicht nur Fotos entwickelt wurden. Dort arbeiteten zwei Leute.

Im so genannten Sekretariat saß Tamara. Sie war Ende vierzig und kam aus dem Osten. Bei ihrem Nachnamen machte sich jeder drei Knoten in die Zunge, deshalb durften alle sie duzen. Tamara hatte eine Weile für den BND gearbeitet. Was sie dort getan hatte, weiß ich nicht. Aber sie hatte diverse nützliche Erfahrungen gesammelt, die sie in der Agentur nur noch gelegentlich anwenden konnte. Sie war zuständig, wenn es darum ging, einen Lebenslauf zu kreieren, damit ein Außendienstler in irgendeiner Firma tätig werden konnte. Darüber hinaus stellte sie Informationsmaterial zusammen, schrieb Rechnungen, tippte Berichte sauber ab und fungierte als Empfangsdame.

Vom Empfang aus ging es immer erst mal zu Frau Grubert, der Chefsekretärin, die auch als Hamachers Vertretung fungierte, wenn er sich in Frankfurt oder sonst wo aufhielt.

In gewisser Hinsicht war die Agentur ebenso straff organisiert wie eine Polizeidienststelle. Aber sie war entschieden besser ausgestattet, verfügte über einen gepflegten Fuhrpark, sogar über etliche Computer. Damit war es 1986, als ich für Hamacher zu arbeiten begann, zwar noch nicht so weit her. Aus heutiger Sicht bewegte man sich bei der elektronischen Datenverarbeitung oder Erfassung noch in der Steinzeit. Es

hatte noch kein Mensch etwas von Pentium-Prozessoren gehört. Man arbeitete mit 286ern auf der DOS-Ebene, später waren es 386er. Alles wurde fein säuberlich ausgedruckt, abgeheftet oder in einen Umschlag gesteckt und zur Post gebracht. Und manchmal vergingen zwei oder drei Tage, ehe der Empfänger die Sendung dann in Händen hielt, kann sich heute kaum noch jemand vorstellen.

Doch sobald eine Neuheit auf den Markt kam, wurden die Computer der Agentur damit ausgestattet. Die Außendienstler mussten sich zwar ein Büro und eine dieser Rechenmaschinen teilen, aber das war kein Problem, weil nie alle zusammen in der Firma waren. Und Hamachers Leute wurden regelmäßig geschult, um mit allen Neuerungen der elektronischen Datenverarbeitung vertraut und auf alle Eventualitäten vorbereitet zu sein.

Ich war sehr beeindruckt, weil auch etliches an Überwachungsgerät zur Verfügung stand, wovon Polizisten nur träumen konnten. Dass alles ganz legal war, will ich gar nicht behaupten. Aber es war sehr effektiv, und Hamacher verstand sich darauf, seine Arbeit als seriös zu verkaufen.

Ein Großteil der Aufträge kam inzwischen aus der Industrie, große und kleinere Firmen, Handel, Banken und Versicherungen waren auch vertreten. Werkspionage, Sabotage, Versicherungsbetrug, Unterschlagung, Veruntreuung, alles, was man nicht an die große Glocke hängen wollte, um den Ruf des Unternehmens nicht zusätzlich zu schädigen, klärten Hamachers Mitarbeiter im Außendienst diskret auf.

Manchmal wurden Führungskräfte oder Wissenschaftler abgecheckt, bevor man sie unter Vertrag nahm. Und natürlich wurde in solchen Fällen geschnüffelt, ob sich jemand gerne mit Koks und Prostituierten in Hotelsuiten amüsierte. Ob jemand einen Berg Schulden hinter sich her schleppte oder heimlich der Spielleidenschaft frönte. Alles, was einen Mann in gehobener Position erpressbar oder leicht verführbar hätte machen

können, musste ans Licht gebracht werden, damit der Konzern, der ihn engagieren wollte, keine böse Überraschung erlebte.

Gelegentlich musste auch ein Generaldirektor oder sonst ein wichtiger Mensch vor irgendwelchen Wirrköpfen geschützt werden. Deshalb verlangte Hamacher von der männlichen Fachkraft ein einwandfreies polizeiliches Führungszeugnis, das es erlaubte, eine Schusswaffe zu tragen. Eine eigene Pistole musste man nicht besitzen, es gab ein ganzes Arsenal in der Agentur. Aber man sollte auf der Straße einen Ballermann tragen dürfen und wissen, wie man damit umzugehen hatte. Das wusste ich.

Weitere Voraussetzungen waren Flexibilität und Unabhängigkeit, mit anderen Worten, man hatte rund um die Uhr sieben Tage in der Woche zur Verfügung zu stehen. Die drei Wochen Jahresurlaub gab es nicht am Stück, sondern tageweise und nur, wenn die Auftragslage es erlaubte. Bei einem Mann mit Familie hätte das problematisch werden können. Deshalb bevorzugte Hamacher bei der Einstellung für den Außendienst ledige Männer. Wenn sie später heirateten, war das ihr Problem oder das ihrer Frauen.

Ich war unter etlichen Bewerbern der Einzige, der sämtliche Voraussetzungen auf Anhieb erfüllte. Jung, ungebunden, eine äußerlich unauffällige Erscheinung, körperlich in Bestform. Und ich brauchte nicht lange, um mich zu entscheiden.

Hamacher bot mir ein Gehalt, das schon im ersten Jahr doppelt so hoch war wie das, was ich bisher verdient hatte. Und sollte mich noch einmal jemand mit Steinen bewerfen oder vors Schienbein treten, durfte ich nicht nur zurückwerfen oder -treten, es wurde erwartet, dass ich es tat.

Das soll jetzt nicht heißen, dass mich die Arbeit für Hamacher mit der Zeit aggressiver machte. Ich wurde nur häufiger als meine Kollegen im Personenschutz eingesetzt. Aber mir wurden auch schon in den ersten Jahren andere Aufträge übertragen.

Ich kam viel in der Welt herum, sogar bis Nepal. Dort spürte ich einen verschollenen Erben auf. In Spanien fing ich zwei entlaufene Teenager wieder ein. Im Sudan verbrachte ich mit einem Kollegen zwei aufregende Wochen. Dahin hatte ein Vater nach der Scheidung von seiner deutschen Frau die beiden gemeinsamen Söhne gebracht, obwohl der Mutter das Sorgerecht zugesprochen worden war. Wir holten ihr die Kinder zurück. Und so etwas machte einfach Spaß, von der Genugtuung ganz zu schweigen.

Natürlich gab es hin und wieder auch Aufträge, die eher mit Widerwillen erledigt wurden. Da waren vor allem zwei Stammkunden aus Hamachers Anfängen als Detektiv, die seine beziehungsweise die Dienste seiner Mitarbeiter gelegentlich noch in Anspruch nahmen. Die eine war eine ältere Dame mit Adelstitel, die ihrer auch nicht mehr ganz jungen Tochter mit schöner Regelmäßigkeit die Hochzeitspläne zunichte machte. Sie ließ ihre Schwiegersöhne inspektionieren und überzeugte mit den Ergebnissen ihre Tochter davon, es sei besser, von einer Heirat abzusehen. Manchmal stimmte das auch.

Schlimmer war der Ministerialrat Dr. Holger Gerswein, ein Schlitzohr mit dem Lebensmotto: Genuss ohne Reue. Er war Mitte fünfzig und verheiratet. Seine Ehe war kinderlos, und er betrog seine Frau, wann immer sich ihm die Gelegenheit dazu bot. Damit hatte er schon vor der Hochzeit angefangen. Und zu der Zeit war er einmal an die Falsche geraten. Eine junge Frau, die im Anschluss an ihre Affäre eine Erpressung versucht hätte, erzählte Hamacher einmal. Seitdem beauftragte der Herr Ministerialrat die Agentur regelmäßig damit, den Hintergrund, nach Möglichkeit auch die Gesinnung seiner jeweils neuen Gespielin auszuleuchten, um vor weiteren bösen Überraschungen sicher zu sein. Aber mit ihm hatte ich in den ersten vier Jahren nichts zu tun.

Ich fand, ich hatte einen tollen Job und keine Defizite im Privatleben. Ich konnte mir eine schicke Wohnung am Wiener

Platz in Köln-Mülheim leisten. Nicht die üblichen viereckigen Zimmer, mein Wohnzimmer hatte sechs Ecken und zwei Ebenen. Dass auf der zweiten nur Platz für eine kleine Couch und die Stereoanlage war, störte mich nicht, es sah jedenfalls ungewöhnlich aus.

In die Einrichtung investierte ich ein kleines Vermögen. Mein Heim ist mein Schloss, nicht wahr? Mein Konto bei der Stadtparkasse wies einen ansehnlichen Betrag auf der Haben-Seite aus. Und für die Mobilität in der knappen Freizeit gönnte ich mir 1988 einen ganz besonderen Luxus: ein Mercedes Coupé, weinrot mit beigefarbenen Ledersitzen, ein Traum von einem Auto, das nach zwei Jahren noch keine einzige Schramme und gerade mal fünftausend Kilometer auf dem Tacho hatte, weil ich beruflich immer Fahrzeuge der Agentur oder andere Verkehrsmittel wie einen Flieger oder den Zug benutzte.

Mit achtundzwanzig ging es mir in jeder Hinsicht sehr gut. Ich war nicht nur ein freier, ich war ein sorgenfreier Mann, den sein Beruf voll und ganz ausfüllte. Für die Liebe hatte ich gar keine Zeit. Natürlich hatte ich hin und wieder schon kleine Affären oder kurze Bekanntschaften gehabt, anders kann man es eigentlich nicht bezeichnen. Ein bisschen Sex. Nach ein paar Wochen war es meist vorbei. Entweder hatten die Frauen genug, weil sie sich vernachlässigt fühlten. Oder sie wurden mir lästig, weil sie zu neugierig waren und mir in meinen seltenen Mußestunden etwas abverlangten, wozu ich in dem Moment keine Lust hatte. Mal ins Kino zu gehen, ins Theater, in ein Konzert oder in ein Restaurant war ja ganz schön. Aber man musste doch nicht ständig etwas unternehmen.

Ich kochte gerne, empfand schon das Einkaufen als besonderes Vergnügen und fand es gemütlich, daheim zu essen. Ich war doch selten genug in meiner Wohnung. Wenn ich in Köln war, wollte ich es auch genießen. Ich fand so einen Abend auf der zweiten Ebene meines Wohnzimmers nicht langweilig, sondern erholsam und entspannend. Musik hören, Carlos San-

tana oder Pink Floyd, manchmal auch die Londoner Philharmoniker oder spanische Klänge. Die Augen schließen, abschalten und an gar nichts mehr denken. Dabei brauchte ich nicht unbedingt Gesellschaft – bis Candy meinen Weg kreuzte.

Ich traf sie in einem Intercity auf der Fahrt von München nach Köln, am letzten Freitag im Juni 1990. Nach vier hektischen und anstrengenden Tagen und Nächten freute ich mich auf eine geruhige Heimfahrt. Ich hatte in München nicht sonderlich viel Schlaf bekommen. Von morgens früh bis weit in die Nacht hinein war ich zusammen mit meinem Kollegen Hartmut Bender an der Seite eines Mannes gewesen, der dort an einem Kongress teilnahm.

Ein wichtiger Mann, er arbeitete in der Entwicklungsabteilung eines Großkonzerns und hatte etwas entwickelt, wofür ihn einige in den Himmel lobten und andere in die Hölle wünschten. Es waren bei der Firmenleitung, auch bei seiner Familie ein paar durchaus ernst zu nehmende Drohungen eingegangen.

Personenschutz konnte einem das Letzte abverlangen, es kam auf die zu schützende Person an. Wenn man Glück hatte, geriet man an einen friedlichen und von der vermeintlichen oder realen Gefahr bereits eingeschüchterten Zeitgenossen, der es vorzog, sich ohne Begleitung nicht von der Stelle zu rühren.

Unser Schützling jedoch war eine rechte Frohnatur, der die Sorgen der Konzernleitung und seiner Familie für maßlos überzogen hielt. Er konnte sich gar nicht vorstellen, dass ihn jemand aus der Welt räumen wollte. Quer durchs Münchner Nachtleben hatte er uns gescheucht und tagsüber aus dem Kongressraum von einer Sehenswürdigkeit zur nächsten. Überall traf er gute Bekannte. Da hatten wir uns in entsprechender Entfernung zu halten, weil es ihm peinlich war, gleich zwei Leibwächter an den Fersen zu haben, wo andere, viel wichtigere Leute nicht mal einen hatten.